

Für diese Frauen ist das Kopftuch ein Akt der Emanzipation

Musliminnen in der Schweiz Ein Kopftuchverbot an Schulen hat im Nationalrat Chancen, weil auch Teile von FDP und Mitte dafür sind. Wie denken Frauen darüber, die Kopftuch tragen? Wir haben drei getroffen.

Silvana Schreier
und **Claudia Blumer**

An der Schule soll es keine Kopftücher mehr geben. Das Egerkinger Komitee, das schon ein Minarettverbot (2009) und ein Burkaverbot (2021) per Volksinitiative durchgebracht hat, nimmt sich jetzt das Kopftuch vor. Unter dem neuen Geschäftsführer Anian Liebrand hat das Komitee Ende Jahr eine Petition für ein Kopftuchverbot an Schulen in Bern deponiert.

Zudem hat SVP-Nationalrätin Therese Schläpfer, Vorstandsmitglied beim Egerkinger Komitee, im Dezember eine Motion eingereicht, in der sie ein Kopftuchverbot für unter 16-jährige Schülerinnen fordert. Der Vorstoss wird auch von Mitte- und FDP-Politikerinnen und -Politikern unterstützt und hat deshalb Chancen. Ein Postulat, das ein Kopftuchverbot an Schulen angeregt hat, wurde 2024 vom Nationalrat mit 104 zu 77 Stimmen gutgeheissen.

Das Postulat war von Marianne Binder (Mitte) eingereicht worden, mittlerweile hat Jacqueline de Quattro (FDP) den Vorstoss übernommen. Die Waadtländerin ist dezidiert dafür, dass der Bundesrat in der Kopftuchfrage handelt.

Neu ist die Kopftuchdebatte nicht. 1997 urteilte das Bundesgericht, der Kanton Genf dürfe einer Lehrerin das Kopftuch während des Unterrichts verbieten. Das Kopftuchurteil gilt bis heute als wegweisend. Wir haben die betroffene Lehrerin, Lucia Dahlab, nun, fast 30 Jahre später, getroffen.

— **Lehrerin Lucia Dahlab:** **Im Quartier kennt man sie mit Kopftuch – in der Quarterschule hingegen nicht** Mittagspause in der Primarschule Balexert, Treffen mit Lehrerin Lucia Dahlab. Die 60-jährige unterrichtet seit 35 Jahren im Genfer Stadtteil Vernier. Jeden Morgen, wenn sie hier ankommt, zieht sie das Kopftuch aus. Und nach Schulschluss, bevor sie aufs Fahrrad steigt, zieht sie es wieder an.

Mit 24 trat Lucia Dahlab ihre erste Stelle an, drei Jahre später bekam sie vom Bildungsdepartement die Order, das Kopftuch abzulegen. «Ich habe das zuerst nicht ernst genommen, ich dachte, das werde sich klären. Es hatte nie irgendwelche Probleme oder Reklamationen gegeben.»

Doch ihre Vorgesetzten blieben hart. «Entweder Sie ziehen das Kopftuch aus, oder Sie verlassen den Schuldienst», hiess es.

Einen Moment lang habe sie sich überlegt, nachzugeben. «Aber dann sagte ich mir: nein. Ich bin erwachsen, man reist mir nicht einfach den Schleier vom Kopf.» Lucia Dahlab rekurrierte beim Regierungsrat, vor Bundesgericht und beim Menschenrechtsgerichtshof (EGMR) in Strassburg – vergebens. Der Kanton Genf durfte ihr das Kopftuch verbieten. In dieser Zeit wurde sie schweizweit bekannt.

Wir sitzen in Dahlabs Klassenzimmer an den Pulten der Erst- bis Drittklässler. Das endgültige Urteil – «das war ein schrecklicher Moment», sagt sie. Sie war

33 und mit dem dritten Kind schwanger, als der EGMR ihre Klage abwies. Eine Weile musste sie pausieren.

«Nach der Niederkunft konnte ich wieder klar denken», sagt sie lachend. Überhaupt lacht Lucia Dahlab viel, auch wenn sie über schwierige Erfahrungen spricht. Man kann sich vorstellen, dass sie es mit den Kindern gut hat. «Oh ja, ich liebe meine Arbeit», sagt sie.

Sie habe sich dann «pragmatisch» entschieden: Als Alleinernährerin der Familie habe sie eine gewisse Verantwortung gehabt. Also blieb sie im Schuldienst und zog das Kopftuch fortan jeden Morgen aus und abends wieder an. Viele Jahre sei ihr das schwergefallen, heute nicht mehr.

«Bevor ich etwas sage, überlege ich dreimal, ob es jemanden verletzen könnte.»

Vera Celik (20)



Dahlab ist in Genf geboren und aufgewachsen, als Tochter eines Italieners und einer Engländerin. Die Faszination für den Islam erwachte in der Mittelschule, später bereiste sie arabische Länder und konvertierte zum Islam. Ihren algerischen Ehemann lernte sie in der Schweiz kennen, hier studierte er Architektur und betätigte sich im Immobilienbereich, einige Zeit erfolgreich, dann sei es schwierig geworden. Seinen heutigen Beruf als Gebrauchtgutrenhändler liebe er, doch er generiere kein regelmässiges Einkommen. Daneben engagiert sich ihr Mann im islamischen Zentrum sowie in der algerischen Opposition. Bis heute bestreitet Lucia Dahlab hauptsächlich das Familieneinkommen.

Das Kopftuch sei für sie ein Akt der Emanzipation gewesen, sagt sie. «Frauen meiner Generation haben oft sexuelle Aggression erlebt und sich nicht getraut, darüber zu sprechen.» Auch sie habe unschöne Erfahrungen gemacht als junge Frau. «Das Kopftuch hat meine Beziehung zu Männern verändert, ich fühle mich sicher mit ihm.»

Die politische Diskussion in der Schweiz beobachtet Dahlab mit Sorgen: Minarettverbot, Burkaverbot – und jetzt vielleicht ein Kopftuchverbot für Schülerinnen. «Man will erkennbare Musliminnen aus dem öffent-



Kopftuchträgerinnen sollen nicht ausgegrenzt werden: Vera Celik (links) aus Zürich, Lucia Dahlab aus Genf und Kübra Tasoglu (rechts) aus Basel. Fotos: Sabina Bobst, Laurent de Senarciens, Urs Jausas

lichen Raum verbannen. Wenn wir zu Hause und unsichtbar bleiben, sind unsere Gegner zufrieden.» Das 2009 beschlossene Minarettverbot habe sie politisiert. Sie engagierte sich zehn Jahre lang bei den Grünen und sass vier Jahre im Gemeinderat von Vernier.

Die meisten Leute hätten an ihrer Stelle entweder das Kopftuch oder den Job aufgegeben, glaubt sie. Der Mittelweg, den sie gewählt hat, führe manchmal zu gewissen Situationen. Im Quartier kennt man sie mit Kopftuch – in der Quarterschule hingegen mit langen, dunkelblonden Haaren. Beim Unterrichten trägt sie das Tuch um den Hals, nachher bindet sie es mit drei flinken Bewegungen fest um den Kopf. Sie macht es kurz vor.

Noch fünf Jahre, dann wird Lucia Dahlab pensioniert. Sie freut sich auf freie Zeit im Haus

auf dem Land, den Garten, aufs Stricken, das Enkelhüten. Das Kopftuch muss sie dann nicht mehr ausziehen.

«Welches achtjährige Kind hat etwas zu verstecken?»

Therese Schläpfer hat ihre Motion für ein Kopftuchverbot an Kindergärten und Schulen kurz vor Weihnachten eingereicht. Das Verbot soll im Unterricht, in den Pausen und bei schulischen Pflichtveranstaltungen gelten. Ab dem 16. Altersjahr sollen Schülerinnen, die es wollen, ein Kopftuch tragen dürfen. Bei Widerhandlung soll es zuerst Gespräche geben, dann je nachdem Schulverweise, Bussen oder den Entzug des Aufenthaltrechts. Es gehe um «aufällige Kopfbedeckung», schreibt Schläpfer. Unauffällige religiöse Insignien wie das christliche Kreuz oder die jüdische Kippa sollen nicht verboten werden.

Schulen seien ein Freiraum für die Ideale des Rechtsstaats, schreibt sie: Freiheit und gleiche Rechte für alle. Das Kopftuch laufe diesem Grundsatz zuwider. Ein Kopftuchverbot sei ausserdem gemäss einem Urteil von 2024 mit der europäischen Menschenrechtskonvention vereinbar.

Nicht nur die SVP-Fraktion dürfte dem Anliegen zustimmen. Denn 2024 wurde ein ähnlich lautendes Postulat, eingereicht von Marianne Binder (Mitte), mit grosser Mehrheit gutgeheissen. Zugestimmt haben neben der SVP fast die ganze Mitte-Fraktion sowie über die Hälfte der FDP-Fraktion. Nationalrätin Jacqueline de Quattro (FDP, VD), die das Binder-Postulat mittlerweile übernommen hat, sieht eine «zunehmende Instrumentalisierung der Schule».

In manchen Schulen lernten die Kinder keine Weihnachtslie-

«Das Kopftuch hat meine Beziehung zu Männern verändert, ich fühle mich sicher mit ihm.»

Lucia Dahlab (60)



Kübra Tasoglu (32)

der mehr, Christbaum und Krippeen würden verbannt. Das sei eine bedenkliche Entwicklung, sagt de Quattro. Doch noch viel zentraler gehe es ihr bei diesem Vorstoss um die Chancengleichheit der Mädchen. «Ein Mädchen, das aus religiösen Gründen nicht ins Schwimmen oder ins Sportlager gehen darf, wird ausgeschlossen, schlecht integriert und hat somit nicht dieselben Chancen.» Sie sehe an Schulanlässen im Sommer kleine verschleierte Mädchen bei 30 Grad Hitze. «So etwas zu sehen, schmerzt mich. Welches achtjährige Kind hat etwas zu verstecken?» Die verschiedenen Religionen und Kulturen in der Schweiz seien ein Reichtum, doch die Leute müssten sich den schweizerischen Werten und Gesetzen anpassen, fordert sie.

Für ihr Engagement gegen das Kopftuch bekomme sie aus dem muslimischen Milieu teilweise sehr heftige Rückmeldungen. «Auch das ist ein Problem. Manche fassen das Thema deswegen lieber gar nicht an.» Die neu aufflammende Debatte bringt Musliminnen, die ein Kopftuch tragen, in Bedrängnis. Manchmal so sehr, dass sie sich entscheiden, kein Kopftuch zu tragen. So ging es Kübra Tasoglu.

Während die sechs Jahre ältere Schwester schon in der Pubertät Kopftuch trägt, kommt dieser Entscheid für Kübra Tasoglu erst viel später. Ihre Eltern hätten sie zwar religiös erzogen, sie aber nie dazu gedrängt, ihr Haar zu verhüllen. Als die Lehrerin der Koranschule von der Siebenjährigen verlangt, ein Kopftuch zu tragen, nimmt die Mutter das Mädchen aus dem Unterricht. «Mit 29 Jahren war ich eine gläubige und praktizierende Muslimin. Aber ich war nicht

Das war vor zwei Jahren. Der 30. Geburtstag sollte für Kübra Tasoglu ein Neuanfang werden. Die heute 32-jährige ist in Basel geboren und aufgewachsen. Sie kommt aus einer türkischen Familie, alle sind sie praktizierende Musliminnen und Muslime. Während des Ramadans wird gefastet, sonntags gab es Koranunterricht für die Kinder.

Dazu gehört für Kübra Tasoglu auch, dass sie sich für die muslimische Gemeinschaft engagiert. Vor zwei Jahren setzte sie zusammen mit ihrer Schwester den Instagram-Kanal «Salam Alaykum Basel» auf. Die beiden Frauen nehmen die Zuschauerinnen und Zuschauer mit in die muslimische Gemeinschaft: Sie führen durch Moscheen, zeigen das Fastenbrechen während des Ramadans oder beantworten Fragen zum Islam.

«Was man nicht kennt, fürchtet man», sagt Tasoglu. Da wolle sie ansetzen. Unterdessen ist aus der Instagram-Plattform ein Verein geworden, der Workshops zu antimuslimischem Rassismus oder dem Fastenmonat Ramadan organisiert und zu Vorträgen

als solche erkennbar», sagt Tasoglu heute.

Eine Reise nach Jerusalem veränderte alles für die gelernte Kauffrau, die in einem Ingenieurbüro arbeitet. Als sie durch die Strassen der israelischen Stadt spaziert sei – eingekleidet in Kopftuch und Ganzkörpergewand –, habe sie sich so wohl und glücklich gefühlt wie noch nie. «Als ich daran dachte, dass ich zurück in Basel meinen Hijab wieder ablegen muss, stellte ich fest: Das will ich gar nicht.»

Der Entscheid war gefallen: Kübra Tasoglu wird Hijabi. «Ich wusste, ich würde ein Risiko eingehen, physisch oder verbal attackiert zu werden», sagt Tasoglu und erzählt von Rassismus, den sie am helllichten Tag in Ba-

«Seit ich Hijabi bin, bin ich vorsichtiger. Ich will ein Vorbild sein.»

Kübra Tasoglu (32)



sel erlebt hat. Ihr Umfeld wusste nichts von der geplanten Verwandlung. Ihrem Chef habe sie erzählt, sie wolle anlässlich ihres 30. Geburtstags ihr Äusseres verändern: «Er dachte an eine neue Haarfarbe.»

Als nun erkennbare Muslimin habe sie ein paar intensive Gespräche führen müssen. Aber ihre Freundinnen und die Familienmitglieder hätten sich für sie gefreut. Und doch hat die äusserre Veränderung auch eine innere mitgebracht. Tasoglu sagt: «Seit ich Hijabi bin, bin ich vorsichtiger. Ich lebe bewusster in der Öffentlichkeit, damit meine Community mit guten Taten in Verbindung gebracht wird. Ich will ein Vorbild sein.»

Dazu gehört für Kübra Tasoglu auch, dass sie sich für die muslimische Gemeinschaft engagiert. Vor zwei Jahren setzte sie zusammen mit ihrer Schwester den Instagram-Kanal «Salam Alaykum Basel» auf. Die beiden Frauen nehmen die Zuschauerinnen und Zuschauer mit in die muslimische Gemeinschaft: Sie führen durch Moscheen, zeigen das Fastenbrechen während des Ramadans oder beantworten Fragen zum Islam.

«Was man nicht kennt, fürchtet man», sagt Tasoglu. Da wolle sie ansetzen. Unterdessen ist aus der Instagram-Plattform ein Verein geworden, der Workshops zu antimuslimischem Rassismus oder dem Fastenmonat Ramadan organisiert und zu Vorträgen

einlädt. Tasoglu will Gelegenheiten schaffen, um mit Musliminnen und Muslimen Gespräche führen und kritische Fragen stellen zu können.

Das Engagement ist für Tasoglu aber keine Einbahnstrasse: «Die Musliminnen und Muslime in der Schweiz müssen aufwachen. Es genügt nicht mehr, friedlich den Islam auszuleben.» Sie wünsche sich, dass die muslimische Gemeinschaft politisch aktiver werde, um Vorurteile zu bekämpfen. Sie meint damit auch die wiederkehrende Debatte zum Kopftuchverbot.

Für die Befürworter sei es unvorstellbar, dass eine Frau sich aus freien Stücken für die Verschleierung entscheide. Es könne Einzelfälle geben, in denen Zwang und Druck eine Rolle spielten, räumt sie ein: «Aber das rechtfertigt nicht, dass jetzt irgendein Walter oder ein Kurt Frauen zwingt, ihr Kopftuch ausziehen. Das ist keine Freiheit, das ist keine Selbstbestimmung, das ist kein Feminismus.» Wenn sie zurückschäue, denke sie oft: «Schade, dass es mich 30 Jahre gekostet hat, den Schritt zu wagen, ein Kopftuch anzuziehen.»

Die muslimische Gemeinschaft müsse politisch aktiver werden, sagt die Baslerin.

Eine Frau, die sich aktiv einbringen will, ist die 20-jährige Zürcherin Vera Celik, die für den Zürcher Gemeinderat kandidiert. Sie hat sich kurz vor dem 18. Geburtstag entschieden, ein Kopftuch zu tragen.

— **Vera Celik:** **«Sie müssen sehen: Ich bin eine sehr woke Person»** Vera Celik schlägt das Kafi für Dich an der Stauffacherstrasse vor. Schräg gegenüber ist die Schulzahnklinik Aussersihl, dort hat sie vorletzten Sommer die Lehre als Dentalassistentin abgeschlossen. Jetzt will die 20-jährige für die SP in den Zürcher Gemeinderat.

Sie ist mit zwei älteren Geschwistern in Affoltern und Seebach aufgewachsen, die Eltern stammen aus Ordu an der türkischen Schwarzmeerküste. Die Familie ist religiös, man betet zusammen und besucht die Moschee. Der Wunsch des Nesthächchens, wie die Mutter ein Kopftuch zu tragen, reift kurz vor dem 18. Geburtstag. Sie ist im dritten Lehrjahr und fragt die Vorgesetzte, ob es okay sei, wenn sie mit Kopftuch zur Arbeit komme. Diese will wissen, ob der Entscheid freiwillig erfolge, und verlangt, dass das Tuch weiss und täglich frisch gewaschen ist.

Mit 16 tritt Celik den Juso bei, mit 19 wird sie Geschäftsleitungsmitglied der SP-Migrantinnen Schweiz. Im Gemeinderat wolle sie sich «sozialen Fragen, Antirassismus und Gleichstellung» widmen, sagt Vera Celik. Drei Einzelinitiativen hat sie bereits eingereicht. Mit einer fordert sie eine Tierarztpraxis für Bedürftige nach dem Vorbild ihres Lehrbetriebs, der Schulzahnklinik. «Ich habe gehört, dass manche ihre Tiere nicht behandeln lassen, weil sie kein Geld haben. Das finde ich schlimm.»

Sie will sich auch dafür einsetzen, dass Kopftuchträgerinnen nicht ausgegrenzt werden. Nach der Lehre habe sie trotz über 100 Bewerbungen und guten Abschlussnoten keine Stelle als Dentalassistentin bekommen. Mehrmals sei sie von Firmen gefragt worden, ob sie bereit wäre, das Kopftuch abzulegen. Nun arbeitet Vera Celik im Büro ihres Vaters in Glattbrugg, er bereitet journalistische Inhalte für die türkischsprachige Diaspora auf. Und sie bereitet sich auf eine Weiterbildung an der Erwachsenen-Maturitäts- oder Berufsmittelschule vor.

Auf den Hinweis, dass das Kopftuch mit Zwang und Unterdrückung assoziiert werde, sagt sie: «In manchen autokratischen Ländern ist das so. Und diese Frauen haben meine volle Unterstützung. Niemand darf gezwungen werden.»

Mit ihrer eigenen Realität habe das nichts zu tun. Das Bild von der Frau als Befehlsempfängerin sei ihr fremd. «Einige meiner Freundinnen erzählen, dass ihre Väter im Haushalt untätig seien. Mein Vater ist das nicht. Meine Eltern haben im Haushalt immer fifty-fifty gemacht.

Bis vor zwei Jahren war Vera Celik als Muslimin nicht auf den ersten Blick erkennbar. Wie viele ihrer Generation postet sie unzählige Videos auf Instagram oder Tiktok. Diese sind manchmal missverständlich. So zitierte die NZZ Celik mit den Worten: «Niemand ist so eine grosse Israel-Gegnerin wie ich.» Das sei ironisch und absichtlich überspitzt gewesen, sagt Celik und zeigt den Post, den sie mittlerweile gelöscht hat. Im Hintergrund ist das Mail eines Kritikers eingeblendet, der sie wegen israelkritischer Aussagen anzeigen wollte.

«Es ist nicht zu unterschätzen, dass Tiktok-Sprache stark von Jugendlichen für Jugendliche designt ist. Manche Erwachsene haben Mühe, sie richtig zu interpretieren.» Nach Erscheinen des NZZ-Artikels habe sie umgehend ihren jüdischen Freunden geschrieben und sich erklärt. Sie reagierten verständnisvoll. Vera Celik zeigt WhatsApp-Nachrichten.

«Sie müssen sehen: Ich bin eine sehr woke Person», sagt sie. «Bevor ich etwas sage, überlege ich dreimal, ob es jemanden verletzen könnte.» Sie spricht immer mit dem Glottisschlag, der winzigen Pause inmitten von Wörtern, die die Inklusion aller Geschlechter signalisiert: «Schüler-innen, Muslim-innen.» Doch was ist mit ihren Aufrufen für unbewilligte Gaza-Demos? Auch für die Berner Krawall-Demo im Oktober hatte sie Werbung gemacht. Selbst war sie nicht dort. Sie habe sich für diesen Aufruf entschuldigt, sagt sie. Allgemein werde sie nicht mehr zur Teilnahme an unbewilligten Demonstrationen aufrufen.

Dann steht sie auf, sie muss weiter. Der Gemeinderat behandelt heute ihre Initiative. Tags darauf heisst es in den Nachrichten: «Zürcher Gemeinderat befürwortet städtische Tierarztpraxen für einkommensschwache Einwohner.» Ein erster Erfolg für Vera Celik. Ihr Kopftuch spielte dabei keine Rolle.